

Promis aus dem Kreis machen Sportabzeichen

Mit dabei auch der Bürgermeister aus Althütte Reinhold Sczuka

Rems-Murr.

Momentan belegt der Sportkreis Rems-Murr den 3. Platz in Baden-Württemberg beim Ablegen des Deutschen Sportabzeichens. Die Prüflinge werden in den Disziplingruppen Ausdauer, Kraft, Schnelligkeit und Koordination geprüft, auch der Nachweis der Schwimmfähigkeit gehört dazu. Bei der Ehrungsveranstaltung waren nun auch bekannte Persönlichkeiten aus dem Rems-Murr-Kreis dabei.

Zu den Ausgezeichneten gehörte Althüttes Bürgermeister Reinhold Sczuka. Der begeisterte Fußballer ist nicht nur auf dem Platz aktiv, er gehört auch der Laufgruppe der Mandatsträger des Sportkreises an. Mit seinem 66. Sportabzeichen setzte der Aspacher Karl-Heinz Bartelt Maßstäbe. Seit 75 Jahren ist Gudrun Gruber eine feste Größe im Sport, bis heute ist sie noch Übungsleiterin beim TV Murrhardt, seit mittlerweile über 20 Jahren. So hat sie mittlerweile ihr 50. Sportabzeichen abgelegt. Zehn Jahre war Landtagsabgeordnete Petra Häffner Vizepräsidentin des STB, zudem ist sie sportpolitische Sprecherin der Grünen im Landtag. Nun wurde auch sie für das Ablegen des Goldenen Sportabzeichens geehrt, ebenso wie ihr Landtagskollege Jochen Haußmann (FDP).

Das erste Mal für den Landrat

In diesem Jahr wurde Landrat Richard Sigel zum ersten Mal für seine Teilnahme ausgezeichnet. Polizeipräsident Reiner Möller legte ebenfalls das Sportabzeichen ab. Und: Die gesamte Polizeidirektion Aalen liegt beim Ablegen des Sportabzeichens auf dem 1. Platz in Baden-Württemberg. Daniela Keller und Dierk Hampl bekamen stellvertretend für das Polizeirevier Schorndorf die Ehrenurkunde des Sportkreises sowie einen Gutschein für den Förderverein überreicht.

Telefontarife

Fernzone Inland (Call-by-Call)

Täglich außer Samstag und Sonntag und bundeseinheitlichen Feiertagen

Zeit	Anbieter / Vorwahl	Cent pro Minute
0-7 Uhr	Sparcall / 0 10 28	0,10
	01088 / 0 10 88	0,49
	3U / 0 10 78	0,59
	01052 / 0 10 52	0,89
7-8 Uhr	01011 / 0 10 11	0,49
	3U / 0 10 78	0,59
	010012 / 01 00 12	0,63
	01098 / 0 10 98	1,19
8-18 Uhr	010012 / 01 00 12	0,63
	3U / 0 10 78	1,14
	01098 / 0 10 98	1,19
	01011 / 0 10 11	1,48
18-19 Uhr	01011 / 0 10 11	0,49
	3U / 0 10 78	0,59
	010012 / 01 00 12	0,63
	01098 / 0 10 98	1,19
19-24 Uhr	3U / 0 10 78	0,59
	01098 / 0 10 98	0,89
	01097 / 0 10 97	0,89
	Tele2 / 0 10 13	0,94

Alle Anbieter mit kostenloser Tarifansage. Nutzung nur von einem Festnetzanschluss der Dt. Telekom möglich. Alle Anbieter – Minutentakt. Ohne Gewähr. Stand: 3. 5. 2022

Quelle: biajlo.de

Ein verschwundener Dichter

Woche der Meinungsfreiheit vom 3. bis zum 10. Mai: Das Schicksal von Gui Minhai, Träger des Schorndorfer Johann-Philipp-Palm-Preises

2020 wurde Gui Minhai mit dem Schorndorfer Johann-Philipp-Palm-Preis für Meinungs- und Pressefreiheit ausgezeichnet – in Abwesenheit. Wir erinnern an sein Schicksal mit einem Text seiner Tochter Angela Gui.

Am Morgen des 17. Oktober 2015 war mein Vater zum Einkaufen unterwegs. Er hielt sich gerade einige Wochen in seiner Ferienwohnung in Thailand auf. Ansonsten lebte er in einer kleinen Wohnung in den New Territories von Hongkong, wo er, während er arbeitete, eine Zigarette nach der anderen zog. Die Buchhandlung des Verlags in Causeway Bay hatte in den letzten Jahren viel verkauft: Der Tourismus vom Festland hatte zugenommen und viele Chinesen waren neugierig auf die verbotenen Bücher, die an der Grenze häufig beschlagnahmt wurden. Im Herbst 2015 war es an der Zeit, die Wohnung in Hongkong zu renovieren. Die Leisten waren vom Rauchen vergilbt und die Küche wirkte klaustrophobisch. Also ging Vater eine Weile nach Thailand. Es war einfacher, von dort aus zu arbeiten, sagte er mir in einem Skype-Gespräch. Man konnte dabei das Meer sehen und hören.

Als er vom Einkaufen zurückkam, wartete ein Mann in einem gestreiften T-Shirt auf ihn. Sie unterhielten sich eine Weile, dann bat Papa den Mann an der Rezeption, die Einkäufe in die Wohnung zu tragen und in den Kühlschrank zu stellen – er werde bald zurückkommen. Er und der Mann mit dem gestreiften T-Shirt sprangen in Vaters Auto, fuhren los und verschwanden. Monate später erfuhr ich, dass auch seine vier Kollegen aus der Buchhandlung unter ebenso seltsamen Umständen verschwunden waren. Es stellte sich heraus, dass sie auf Befehl des chinesischen Staates entführt und nach China gebracht worden waren. Dort wurde mein Vater ohne formelle Anklage oder Gerichtsverfahren inhaftiert und hatte nahezu keinen Kontakt zur Außenwelt.

Ich habe die Geschichte meines Vaters in Städten wie Brüssel, Washington, Genf und Berlin erzählt; ich lag viele Nächte wach, schrieb an einer Darstellung nach der anderen und wartete auf einen Anruf von jemandem auf der anderen Seite des Globus, der vielleicht, ja vielleicht etwas wusste. Ich habe noch immer mehr Fragen als Antworten. Ich weiß inzwischen, dass es in der Volksrepublik China nach der Verfassung möglich ist, eine Person ohne Gerichtsverfahren bis zu sechs Monate in Haft zu nehmen. Aber wann soll man einer seit mehreren Jahren inhaftierten Person einen Wollpullover, der als Weihnachtsgeschenk gedacht war, schenken, wenn diese Zeit schon lange vorbei ist? Wie lange soll man um einen Vater trauern, der nicht tot ist? Einige Fragen sind schwieriger als andere.

Am 24. Februar 2020 erging das Urteil. Es lag schon eine Weile in der Luft, aber da die Welt durch das Coronavirus abgelenkt war, nutzten die chinesischen Behörden diese Gelegenheit, meinen Vater wegen illegaler Weitergabe von Informationen an ausländische Mächte zu zehn Jahren Gefängnis zu verurteilen. Eine merkwürdige Feststellung mit vager Bedeutung.

Ich könnte endlos über all die Dinge schreiben, die meinem Vater widerfahren sind, aber das möchte ich hier nicht tun. In seinen Gedichten beschreibt er das Gefängnis als einen Ort, an dem das Ich amputiert wird: Zwischen kalten Betonwänden ist kein Platz für Menschlichkeit. Aus heimlichem Protest baut er mit Worten, die er sorgfältig auswendig lernt, andere Orte; er hat weder Papier noch Stift. In den Gedichten kann er ein Mensch sein, ein Schriftsteller, ein Schwede. In ihnen steckt nicht nur ein poli-



Gui Minhai.

Foto: Angela Gui



Angela Gui.

Foto: Privat

tischer Gefangener, sondern auch ein denkender, fühlender, schreibender Mensch. Eine Person, die sich nach Hause sehnt.

Mein Vater wurde am 5. Mai 1964 in Ningbo, einer Küstenstadt in der ostchinesischen Provinz Zhejiang, geboren und war schon als Kind stark kurzsichtig. Er war das jüngste von vier Geschwistern, und Brillen waren für eine Familie, die von einem Fabriklohn lebte, teuer. Damit seine Brille nicht zerbrach, musste Papa drinnen sitzen und lesen, während andere Kinder draußen spielten. Die Lektüre, mit der er mangels anderer Möglichkeiten begann, die Welt kennenzulernen, öffnete ihm schließlich die Tür zu einem Studienplatz an der Universität Peking. Mit siebzehn zog Vater quer durchs Land und tauschte seinen kantigen Zhejiang-Dialekt gegen die sanft gerundeten Silben des Hochchinesisch ein. In Peking entdeckten er und andere Studenten die Poesie als eine Sprache, in der sie ihre Ideen und Gedanken festhalten konnten: über Politik, über Demokratie, über die Zukunft, über die Liebe.

In Peking begegnete er auch zum ersten Mal Ausländern, einige aus einem Land, das so klein und weit entfernt war, dass er es sich nicht richtig vorstellen konnte. Es gab Elche, einen König und etwas, das sich Sozialdemokratie nannte. Er beschloss, Schweden kennenzulernen, und verließ nach seinem Abschluss Peking mit der Transsibirischen Eisenbahn, um in Göteborg sein Studium fortzusetzen. Er schrieb Bücher in chinesischer Sprache über nordische Mythologie und begann, über die Geschichte des Ostindienfahrers Göteborg zu promovieren. Die Dissertation wurde nicht fertig – er habe zu wenig Geduld gehabt, sagte er mir später –, aber er hörte nie auf zu schreiben. Das letzte Mal, als ich ihn sah, baute er immer noch Modellschiffe.

Mein Vater hat schon immer geschrieben, und so kenne ich ihn auch. Als Kind hörte ich oft spät nachts das Klicken seines Druckers, wenn ich aufwachte, um zur Toilette zu gehen. Manchmal stand die Tür zum Arbeitszimmer einen Spalt offen und warf einen langen blauen Lichtstreifen auf mich. Er saß in einer Wolke aus Zigarettenrauch, die das Licht des Computerbildschirms filterte. Die meisten seiner Arbeiten wurden verworfen, oft bevor sie fertiggestellt waren, genau wie seine Doktorarbeit. Sie waren nicht gut genug, pflegte er zu sagen. Auf den leeren Rückseiten seiner weggeworfe-

nen Werke habe ich viele Zukunftsträume ausprobiert (als Künstlerin, Schriftstellerin, Philosophin). Wenn es nicht gelänge, wäre es nicht das Ende der Welt.

Nach dem Massaker an protestierenden Studenten auf dem Platz des Himmlichen Friedens 1989 erhielt Papa eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung in Schweden. Er erwähnte oft seine Dankbarkeit dafür. Doch nach elf Jahren in Schweden schien die Zukunft in China vielversprechend, und Vater kehrte dorthin zurück.

Anfang der 2000er Jahre zog er nach Berlin. Ich besuchte ihn in den Schulferien, und er brachte mir deutsche Wörter bei: kaputt, krank, Scheiße. Unter dem Einfluss des freieren Dialogklimas in China begann er, Bücher über die chinesische Politik zu schreiben. Doch der Trend der zunehmenden Toleranz gegenüber Andersdenkenden kehrte sich langsam um. 2008 wurde meinem Vater aufgrund seiner Schriften die Einreise nach China verweigert.

Im Herbst 2014 starb mein Großvater. Ich reiste nach Ningbo, um für mich und im Namen meines Vaters Abschied zu nehmen. Die Familie trank chinesischen Reiswein zusammen mit Papa über eine verpixelte Videoverbindung. Nach Opas Tod besuchte ich meinen Vater in seinem Ferienhaus in Thailand. Damals war er etwas schweigsamer als sonst. Er sagte, er schäme sich, seinen Vater im Stich gelassen zu haben.

Die elf jetzt veröffentlichten Gedichte schrieb mein Vater zwischen Oktober 2015 und Oktober 2017 im Gefängnis. Er übergab sie mir, als er Ende 2017 kurze Zeit in einer Art Arrest lebte, und sagte, er verstehe, warum die, die er früher geschrieben hatte, nicht gut waren. Ich musste meine Stimme finden, sagte er. Es ist bemerkenswert, dass er sie gerade dort finden würde, wo er sie fand. Dass eine Institution, die gedacht ist, zu zerstören, versehentlich läutert.

Er sagte, es sei ihm wichtig, dass die Gedichte veröffentlicht würden. Dennoch fiel mir die Entscheidung schwer: Ich hatte sie gelesen und fragte mich, wie sich das auf seine Aussichten, nach Hause zu kommen, auswirken würde. Ich wollte nicht auch das Gefühl haben, meinen Vater im Stich gelassen zu haben, und fühlte mich lange Zeit für sein Schicksal verantwortlich, manchmal so, als wäre ich sein Elternteil und nicht umgekehrt. Schließlich entschied ich mich, seine Wünsche zu respektieren: Ich wollte meinem erwachsenen Vater helfen, seine

eigene Entscheidung umzusetzen. Es fühlte sich richtig an. Die Gedichte wurden in der schwedischen Zeitung Expressen veröffentlicht, und jetzt erscheinen sie so, wie er es wohl gewollt hätte, in einem Sammelband.

Trotz Geschichte und Politik, die in diesen Gedichten zum Ausdruck kommen, rufen sie in mir vielleicht am meisten die Erinnerung daran wach, wie mein Vater die Leute stets berichtigte, die ihn als Chinesen bezeichneten. Nein, ich bin eigentlich Schwede, unterbrach er sie. Und das, obwohl er seit vielen Jahren nicht mehr in Schweden gelebt hatte und den Unterschied zwischen „en“ und „ett“ noch immer nicht kannte. Schweden bot ihm ein Zuhause, als das, das er in China hatte, zerbrach. Schwedisch zu sein war, und ist, für ihn ein wichtiges Privileg. Es ist genau dieses beharrliche Schwedischsein, das meiner Meinung nach die Stimme der Gedichte durchdringt: Schweden ist die sichere Heimat, die im Gegensatz zu der Gegenwart in dem fremden Land steht, aus dem er einst kam.

Aber er problematisiert auch sein eigenes Recht, sich als Schwede zu definieren. Er beschreibt sich selbst als „ein verlassenes Kind in der schönen Welt“. Wenn man sowohl in seinem Heimatland als auch in seinem Geburtsland fremd geworden ist, hilft es nicht, die sanften Schwünge des Hochchinesischen, die frechen Lieder des Ningbodi-Dialekts und den rauen Klang des Göteborgska zu beherrschen.

Er schreibt, dass niemand einem die Erinnerungen nehmen kann. Ich möchte glauben, dass noch mehr als das möglich ist.

Vater schreibt, dass er „mit dem Finger eine Tür zeichnet“. Eine Einladung, einzutreten und für eine Weile in den Erinnerungen an ein Zuhause bei ihm zu sein. Vielleicht können wir das Meer hören.

Ein Krieg

Von Gui Minhai (31. Dezember 2017)

*Dieser Krieg, der plötzlich ausbrach
Auf dem Rückweg vom Einkaufen gerate ich
ins Feuergefecht
Ein Staat zieht ohne Kriegserklärung in die
Schlacht gegen einen Menschen
In einem anderen Land liege ich im Hinterhalt*

*Lenk Waffen töten gezielt einen kleinen Vogel
Kriegsschiffe rammen einen kleinen Fischer
im Meer
Auf der einen Seite Soldaten mit Gewehren
im Anschlag
Auf der anderen Seite Bücher mit Enthüllungen*

*Später heißt es, der Krieg sei ausgebrochen
Weil die Enthüllungen die Gewehre bedroht
hätten*

*Ein Maschinengewehr eröffnet das Feuer
gegen einen Stift
Eine Handgranate reißt eine Erzählung in
Stücke
Geschrotete Worte fliegen wie Schilf durch
die Luft
Auf dem Fluss treiben blutgetränkte Sätze*

*Ein Krieg ohne Widerstand wird zur Jagd
Ich bin ein in eine riesige Falle gegangener Hase
Durch die Gitterstäbe ragt ein renitenter
Schneidezahn
Autsch, den anderen haben sie mir schon
ausgeschlagen*

*Das Gerücht über diesen Krieg verbreitet sich
Ich höre sie lachen vor der eisernen Käfigtür*

Sowohl der Text von Angela Gui (aus dem Schwedischen von Silvia Leder) als auch Gui Minhais Gedicht „Ein Krieg“ (aus dem Chinesischen von Karin Betz) sind enthalten in „Ich zeichne mit dem Finger eine Tür auf die Wand“, Leipziger Literaturverlag, 2022.



Hallo! Ich bin Paul, der Kinder-Chefreporter

ZUM LACHEN

Ein Pferd stürmt in einen Saloon, läuft die Wand hoch, über die Decke, auf der anderen Seite runter und bestellt einen Whisky. Ein Gast: „Das ist ja merkwürdig.“ Der Barmann: „Genau. Sonst nimmt es immer ein Bier.“

KINDERLEICHT

Mehr Nachrichten für Dich gibt es jeden Freitag in der Kinderzeitung. **JETZT bestellen unter:** www.zvw-shop.de oder unter 07151 566-444

Große Katzen auf leisen Pfoten

Löwen, Tiger und Jaguare sind Hauskatzen gar nicht unähnlich – das haben sie gemeinsam.

BERLIN. Die Löwen liegen faul in ihrem Gehege und lassen sich die Sonne auf den Pelz scheinen. Sie lecken sich Fell und gähnen mit weit aufgerissenem Maul. „Schau mal, wie Garfield bei uns zu Hause“, sagt ein Junge zu seiner Mama. Die beiden stehen am Zaun und beobachten die Löwen im Zoo. „Stimmt!“, sagt die Mutter. Auch wenn Löwen, Tiger und Jaguare viel größere und gefährlichere Miezies sind, haben sie viel mit Hauskatzen gemeinsam. Ein Überblick:

— **Sanfte Pfoten, raue Zunge** Egal, ob klein oder groß, alle Katzen sind bekannt für ihren



Ein Tiger im Zoo Berlin – er döst genauso gerne wie die Katze daheim. Foto: dpa/P. Brandstätter

geschmeidigen, fast geräuschlosen Gang. Den verdanken sie den weichen Polstern unter ihren Pfoten. Damit kommen die Tiere nach einem Sprung federnd auf dem Boden auf und schleichen sich lautlos an ihre Beute heran. Gar nicht so sanft sind jedoch die Zungen der Katzen mit ihren kleinen, harten Spitzen. Damit können die Tiere ihr Fell gut pflegen. Die Zunge ist wie ein Kamm.

— **Scharfe Zähne und Krallen** Jedes Raubtier braucht spitze Zähne. Auch Katzen haben sie. Doch mit ihren kurzen Schnauzen können sie Beutetiere nicht gut packen und festhalten. Stattdessen benutzen Katzen ihre Krallen. „Ihre Beute packen sie vor allem mit den Krallen der Vorderpfoten“, erklärt Christian Kern vom Zoo Berlin. „Dazu müssen die Krallen regelmäßig geschärft wer-

den.“ Hauskatzen wetzen sie an Möbeln und Wänden, Großkatzen etwa an Bäumen.

— **Gute Tarnung** Tiger haben Streifen, Leoparden Punkte. Das Fell vieler Raubkatzen ist auffällig gemustert. „Was für uns auffällig ist, können manche Tiere kaum erkennen“, sagt Christian Kern. „Die Beutetiere des Tigers etwa können das rötliche Fell der Raubkatze schlecht von grünen Pflanzen unterscheiden“, sagt der Experte.

— **Schlafmützen** Alle Katzen schlafen gerne lang. Bis zu 20 Stunden am Tag! Sie sind Spezialisten im Energiesparen. Sie bewegen sich nur dann, wenn sie müssen. Ansonsten wird gedöst. Das ist bei Löwen in der Savanne genauso wie bei unseren Hauskatzen auf der Fensterbank. *dpa*